

Hadley Dyer

# DER TAG, ALS JOHNNY KELLOCK STARB

Aus dem Englischen von  
Brigitte Jakobeit

**CARLSEN**

|Prolog| Johnny Kellock verschwand am 1. August 1959. Zumindest war das der Tag nach dem Tag, an dem ihn noch jemand gesehen hatte.

Der Rest der Welt stand auf beiden Seiten der Barrington Street und versuchte, einen Blick auf Queen Elizabeth und ihren Mann Prince Philip zu erhaschen, die Halifax zum ersten Mal mit einem Besuch beehrten. Die Queen trug ein rosa Kleid und einen weißen Hut und hatte wirklich große Ähnlichkeit mit Bildern von ihr im Fernsehen, nur eben in Farbe.

In der Zwischenzeit verschwand mein Cousin.

*Puff. Zack. Weg.*

Keiner wusste genau, was Johnny zu diesem Schritt bewogen hatte. Es war, als würde man an einem Wollfaden ziehen, immer weiter und weiter, bis der ganze Pullover aufgetrennt ist und man ein wirres Knäuel vor den Füßen liegen hat, und dann kommt jemand auf die glorreiche Idee und sagt, man soll das Ende finden, mit dem man begonnen hat.

Aber wie Mama ganz richtig sagt, jeder sollte bei seiner Geschichte bleiben. Meine beginnt, als Johnny schon verschwunden war. Und sie endet bei uns, den Normans, die das machten, was sie immer machten, wenn etwas Schlimmes passiert war. Oder etwas Schönes. Oder jeden Sonntagnachmittag, sofern sich zwischendurch nichts Aufregendes

ereignet hatte. Wir saßen in der üblichen Reihenfolge um Mamas Küchentisch – Freddie, Margaret, Doris, Young Lil, Martha und ich, genannt Rosalie – und rauchten.

Es war mein zwölfter Geburtstag, und meine erste und einzige Zigarette.

Und es war das letzte Mal, dass wir alle so beisammen saßen.

|1| Ich saß in unserem alten Haus an der Agricola Street auf der Treppe, meine Waden klebten an den winzigen Rillen der Gummikanten. Ich zeichnete gerade Normans Gesicht. Auf dem Foto waren seine Augen vom Mützenschirm überschattet. Er stand neben einer Kuh, in den Armen hielt er einen Hund. Ich hatte sie schon alle vorgezeichnet. Sie starrten irgendwie teilnahmslos zurück, ihre Konturen verloren sich im Papier. Das konnte ich noch ändern. Das Problem ist nur, wenn man seinen Vater zeichnet, der immerhin der erste Mensch ist, den man erblickt hat, als man auf die Welt geflutscht ist, dann möchte man es gut machen.

Beim Zeichnen geht man schrittweise vor. Zuerst skizziert man das Ganze – in meinem Fall diente ein altes Bild von Norman als Vorlage. Man streicht das Papier vorsichtig glatt. Dann fügt man Linien hinzu und drückt fester auf. Die Zeichnung wird dunkler, gewinnt an Tiefe. Das Bild nimmt Schärfe an. Wird echter. Man versetzt sich hinein. Spürt den knirschenden Schnee unter seinen Füßen. Den Wind, der über vereiste Felder bläst. Eine kratzige Jagdmütze aus Wolle. Kälte, die an der Spitze einer langen, kerzengeraden Nase nagt. Und irgendwann sagt man:

*Hallo, Norman.*

*Hallo, Bohne.*

*Wieviel hast du?*

*Das weißt du doch.*

*Wieviel?*

*Zwei Cent. Einen für die Fähre am Sonntag zu meiner Mutter*

...

*Und einen für zurück.*

»Rosalie Evelyn Norman!«

Ich spähte durch die Geländersprossen auf die harte, weiße Küchentür. Wenn Mama jetzt herauskäme, würde sie sehen, dass ich auf der Treppe war und nicht draußen. Dann würde sie Normans Foto entdecken und die Lippen fest zusammenpressen. Denn so sicher wie das Dach auf unser Haus gehört, gehörten die Familienfotos an die Wand über dem Treppenabsatz, für immer und ewig, zwei Stufen hoch, zwölf runter. Ich legte die Stifte und den Skizzenblock auf die Treppe und hängte das Bild wieder an den Haken. Es war heiß, ich hatte keine Lust auf Mamas Gemcker.

Vielleicht sollte ich erklären, dass ich die älteste Mutter der Welt habe. Sie wurde 1899 geboren. Norman ist auch alt, erblickte aber 1901 das Licht der Welt. Mama stammt noch aus dem letzten Jahrhundert. Als ich auf der Bildfläche erschien, war sie schon fast fünfzig. Den Leuten erzähle ich immer, das sei der Weltrekord. In Wirklichkeit habe ich noch nie irgendwo nachgeschlagen. Aber eine Mutter zu haben, die einen Weltrekord hält, ist allemal besser als eine, die einfach nur alt ist.

Mama hatte schon den ganzen Vormittag schlechte Laune gehabt. Eigentlich hatte sie ohnehin immer nur eine Laune – und einen Gesichtsausdruck, nämlich verkniffen –,

aber heute war sie besonders übellaunig, denn sie war sehr still. Beim Frühstück schaufelte ich zwei Löffel Zucker auf meinen Haferbrei. Weißen Zucker aus der Schale. Mama, die an der Spüle stand und die Kartoffeln für den Sonntags Eintopf bearbeitete, schaute nicht mal hoch. Am Ende schob ich den pampigen Brei mit dem Löffel in der Schüssel herum, weil er zu süß war, am Rand eine harte Kruste bildete und mir schon der Schweiß auf der Stirn stand.

So in etwa das Einzige, was Mama bis dahin gesagt hatte, war, als sie Norman die Lunchdose reichte. »Ich nehme an«, hatte sie gesagt, »du hast gestern die Post geholt.«

Mein Vater holt immer die Post – der Briefkasten steht gleich am Ende unseres Fußwegs. Er hat die Post noch nie *nicht* geholt, zumindest seitdem es mich gibt. Genauso wenig wie er zur Schlafenszeit noch nie *nicht* in mein Zimmer gekommen ist, sich auf mein Bett gesetzt und gesagt hat: »Bohne.« Einfach so. »Bohne.« Was bei mir wie ein »Sesam öffne dich« wirkt und den ganzen Tag aus mir herausprudeln lässt, ganz gleich, wie müde ich bin oder wie erschöpft Norman aussieht.

Das alles hätte ich Mama erklären können.

Aber Norman sagte lediglich: »Ja.«

Im Sommer durften wir nur im Haus bleiben, wenn wir bei den anfallenden Arbeiten halfen. Andernfalls mussten wir raus. Selbst wenn man nur dastand wie eine Statue, ging das in Ordnung, denn man war ja im Freien. Aber im Haus zu zeichnen, weil es dort kühler war und man nicht dauernd alles mit der schwitzenden Hand verschmierte, das galt in Mamas Augen als Nichtstun.

Auf Zehenspitzen schlich ich die Treppe hinunter und stakste mit riesigen, leisen Schritten durchs Wohnzimmer, als wäre der Fußboden ein Teich und ich würde auf See-rosenblättern gehen. Vorsichtig schloss ich die Fliegengittertür hinter mir. Man musste sie ganz sachte am Griff hochheben, sonst quietschte sie.

Die schwüle Luft und der Straßenlärm schlugen mir wie ein Schwall aus dem Backofen entgegen. Die heiße Veranda brannte sogar durch die Sandalen an meinen Füßen. Meine Bluse klebte sofort auf der Haut. Mrs. Hewitt, unsere Nachbarin, werkelte in ihrem Blumenbeet. Ihr riesiger alter Hintern ragte empor und erhob sich über die Hecke wie ein Rhinoceros mit getüpfelter Badekappe. Auf der anderen Straßenseite stand der Totengräber vor seinem Haus auf der Treppe.

Er trug ein dickes Karohemd und Arbeitsstiefel, obwohl die Luft so drückend war, dass ich das Gefühl hatte, ein Stück herausbeißen zu können. Sein richtiger Name war David Flynn, aber alle nannten ihn nur Totengräber. Seinen Spitznamen hatte er bekommen, weil er auf dem Fairview Lawn Cemetery arbeitete und Gräber pflegte. Seine Familie war vor einem Jahr in das alte Haus der Greenwoods gezogen. In die Schule ging er nur, wenn ihm der Sinn danach stand; er besuchte die St. Stephen's, eine katholische Schule, die direkt an die Mulgrave Park grenzte, meine alte Schule. Die beiden Schulen teilten sich einen Hof, den in der Mitte ein Maschendrahtzaun trennte, aber der Zaun wäre gar nicht nötig gewesen. Die Protestanten nannten die katholischen Kinder »Micks« und die Micks

ihrerseits hielten zusammen wie Rosenkranzperlen und schrien uns immer zu: »Im Himmel ist viel Platz für die Katholen, die Protestanten soll der ... !« Natürlich hatten wir unseren eigenen Spruch und schrien ihn auf der Stelle zurück.

Im Herbst sollte ich an der Richmond School in die siebte Klasse gehen und der Totengräber an die Alexander McKay, sofern er nicht sitzen geblieben war. Die beiden Junior Highs wurden zwar durch Fort Needham getrennt, aber mir war das immer noch zu nah. Genau wie jetzt zum Beispiel. Der Totengräber stand auf seiner Vortreppe und gaffte direkt zu uns herüber. Richtig zombiemäßig. Von Mama war nichts mehr zu hören, vermutlich hatte sie mal wieder nur sichergehen wollen, dass ich wirklich draußen war. Vielleicht war jetzt also eine gute Gelegenheit, zu Millner's Corner Store zu gehen und festzustellen, ob sich jemand ein Eis gönnte.

Ein Stück weiter die Straße hinunter spielten kleine Kinder Seilspringen, Büchsenkicken und Jacks. Beim Jacksspielen sollte man immer mit dem Rücken zum Osten stehen, sonst rollt der Ball einfach davon. Im North End verläuft die Agricola Street entlang dem Hügel, der vom Wasserreservoir herunterführt. Die Häuser auf der Westseite, wo der Totengräber wohnt, liegen höher auf dem Hügel als die auf der Ostseite, wo ich wohne. Weiter östlich steigt das Gelände wieder an und führt zum Fort Needham, danach fällt es zur Werft hin erneut ab. Wenn man im North End in den nördlichsten Teil ging – was man tunlichst unterließ, weil es dafür keinen Grund gab –



kam man nach Africville, wo viele Schwarze wohnten, und wenn man dann noch weiterging, würde man in den Hafen fallen. Ging man in südlicher Richtung am Hydrostone Market vorbei – was man tunlichst unterließ, weil Mama einem die Ohren langzog, wenn man ohne Erlaubnis weiter als bis zur Young Street ging – war man auf dem Weg ins South End, wo die Reichen wohnten. Zwischen den reichen und den normalen Bewohnern gibt es ebenfalls einen Hügel, den Citadel Hill, und mir soll keiner erzählen, das wäre reiner Zufall.

Die Bank vor Millner's war leer. Ich merkte gleich, dass schon eine ganze Weile keiner drauf gesessen hatte, weil ich mir die Beine verbrannte, als ich mich setzen wollte. An einem Tag wie heute waren die meisten Kinder in meinem Alter vermutlich unten am Northwest Arm oder am Chocolate Lake zum Schwimmen. Ich ging nicht gern schwimmen. Ohne Brille konnte ich nichts sehen, und mit den Füßen streifte man ständig irgendwas Glitschiges. Außerdem machte es keinen Spaß, wenn Marcy, meine beste Freundin, die den Sommer bei ihren Cousinen in Pughwash verbrachte, nicht da war und die Jungen davon abhielt, mich nass zu spritzen oder unterzutauchen. Und mit den Mädchen zusammen zu sein war auch nicht leicht, jedenfalls nicht ohne Marcy, und nicht, seit sich Nan Buckler darüber lustig machte, wie ich bestimmte Wörter aussprach. Und die anderen ritten auch darauf herum, obwohl sie eigentlich auf meiner Seite hätten sein sollen. Schließlich weiß jeder, dass sich die Bucklers nicht zu schade dafür sind, ihre Teebeutel mehrmals zu benutzen.

Deshalb verbrachte ich den halben Sommer damit, mich ins Haus zu schleichen, nur um gleich wieder nach draußen geschickt zu werden. Und deshalb langweilte ich mich so sehr, dass ich anfang zu zählen, wie viele Schritte es von Millner's bis zurück zu unserem Haus waren. Wenn ich mit dem Schritte zählen fertig war, fing ich wahrscheinlich an, die Härchen auf meinen Armen zu zählen. Und danach die Sekunden in den zwei Wochen und einundzwanzig Stunden, bevor ich offiziell zwölf wurde, ebenfalls kein Anlass, auf den ich mich freute, da meine beste Freundin ihn um einen Tag verpasste. Und da wir schon mal beim Zählen sind: Deshalb wusste ich auch, dass es zwischen Millner's und der Stelle, an der ich in den Schatten des Totengräbers trat, 198 Schritte waren.

Er wartete auf der Straße vor unserem Haus. Obwohl ich auf dem Gehweg stand und er unten auf der Straße, musste ich mir den Hals verrenken und zu ihm hochsehen. Sein Kopf verdeckte die Sonne.

»Der ist schon mal sitzengeblieben«, hatte Marcy im vergangenen Herbst gesagt. »Ist der größte Junge in der Geschichte der sechsten Klasse.« Wir standen am Fenster in unserem Klassenzimmer und sahen zu, wie der Totengräber mitten am Nachmittag das Schulgelände verließ. »Könntest du dir vorstellen, auf dem gleichen Friedhof zu arbeiten, auf dem deine Mutter begraben liegt?« Marcy packte mich am Arm. »Rosalie! Ich wüsste zu gern, ob er sie wirklich ausgegraben hat!« Das war natürlich lächerlich. Trotzdem ging ich nicht mehr auf der Straßenseite der Flynns, als das Gerücht die Runde machte, der Toten-

gräber hätte seine Mutter *tatsächlich* ausgegraben und würde ihren Leichnam in einem Vorratsschrank versteckt halten.

»Bist du eines von den Norman-Mädchen?«, fragte der Totengräber. Ich nickte. »Ich hab was für Fred Norman.« Er trat auf den Gehweg und zog einen Brief aus der hinteren Hosentasche.

Die Sonne knallte mir auf die Schultern und heizte mein dunkles Haar auf. Noch nie war ich dem Totengräber so nah gewesen. Es war wie vor ein paar Wochen, als ich die Queen aus dem Regierungsgebäude hatte kommen sehen. Man sieht jemanden an und sollte eigentlich denken: »Gott segne Ihre Königliche Hoheit« oder: »Wenn er mich anfasst, schrei ich.« Aber gleichzeitig ist man irgendwie abgelenkt und vergleicht die Person vor sich mit dem Bild, das man in seiner Vorstellung immer von ihr hatte. Die Augen des Totengräbers sind nicht schwarz, wie ich erwartet hätte. Sie sind grünblau mit dunkleren Rändern, und wenn sie einen so von oben herab anstarren, werden sie irgendwie immer grüner und gemeiner.

»Fred Norman? Freddie lebt in Dartmouth.«

»Ganz sicher?« Der Totengräber schaute auf den Briefumschlag und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß aus den Augen. Sein schwarzes Haar klebte feucht auf der Stirn. »Da steht Mr und Mrs Frederick Norman. Kommt aus Ship Harbour.«

»Natürlich bin ich sicher. Ist schließlich mein Bruder, oder? Er und seine Frau wohnen in der Cherry Street 86 in Dartmouth. Aber du kannst mir den Brief geben.«

»Vielleicht ist er ja für Fred senior.«

»Für wen?«

Mrs Hewitt tauchte plötzlich hinter der Hecke auf. Sie musste zu allem ihren Senf abgeben und fand alles, was sie sagte, derart wichtig, dass sie es immer noch einmal wiederholte. Und irgendwie klang es immer so, als würde sie einem etwas vorwerfen.

»Junger Mann, du weißt sehr wohl, ich bin eine zuverlässige Nachbarin. Ich kann dir versichern, ich bin eine zuverlässige Nachbarin.« Sie zeigte mit einer kleinen Schaufel, die sie in ihrer dicklichen Hand hielt, auf den Totengräber. »Worum geht es?«

»Na ja, ich hab da einen Brief«, sagte der Totengräber. »Er ist versehentlich bei uns gelandet. Mir ist nur wichtig, dass ich ihn bei Fred Norman abliefern, wie mein Vater das will, sonst bin ich dran. Aber sie sagt, er wohnt nicht hier.«

»Rosa-*liiee!*« Das ist auch so eine Sache bei Mrs Hewitt. Sie spricht meinen Namen aus, als wären es zwei Namen, und keiner von beiden klingt nett. »Rosa-*liiee!* Der ist für deinen Vater!«

Norman.

Ich richtete mich auf wie Mama es immer tat und streckte die Hand aus. Die schmutzigen Finger des Totengräbers hinterließen einen braunen Fleck auf dem Umschlag. Er drehte sich um und ging, ohne sich noch einmal umzudrehen, über die Straße.

»Rosa-*liiee!*«, sagte Mrs. Hewitt. »Wie hattest du denn gedacht, dass dein Vater heißt?«

Ich starrte auf die Leerstelle, die der Totengräber hinterlassen hatte. »Norman.«

»Das ist euer Nachname. Und wie, glaubst du, heißt er mit Vornamen?«

»Nor...« Ich unterbrach mich. Zu spät.

»Norman Norman? Was soll das für ein Name sein?«, kreischte sie und warf die Hände in die Luft.

»Ich – ich weiß nicht.«

Wenn im Comic jemandem ein Licht aufgeht, wird der Hintergrund immer ganz schwiemelig. Sieht man sich dann die Augen der betreffenden Person von nahem an, spiegelt sich darin, was in ihr vorgeht. Man braucht keine Worte und nicht mal eine Gedankenblase, um zu wissen, was die Person denkt:

*Wie ist es auch nur halbwegs möglich, dass mir das nicht vorher gekommen ist?*

### Wie es weitergeht?

Lesen Sie im beiliegenden Leseexemplar!



Hadley Dyer

#### **Der Tag, als Johnny Kellock starb**

Aus dem Englischen von Brigitte Jakobkeit

Umschlag: formlabor

Ca. 168 Seiten

Ab 11

13,5 x 21,5 cm, gebunden

ISBN 978-3-551-58187-7

Ca. € 12,90 (D) / € 13,30 (A) / sFr 23,90

Erscheint im Februar

## Zwischen Kindheit und Jugend



Malika Ferdjouch  
**Die vier Schwestern:  
Bettina**  
ISBN 978-3-551-58143-3  
€ 12,- (D) / € 12,40 (A)  
sFr 21,90



Malika Ferdjouch  
**Die vier Schwestern:  
Geneviève**  
ISBN 978-3-551-58144-0  
€ 13,- (D) / € 13,40 (A)  
sFr 24,50



**Ausgezeichnet mit dem  
Luchs des Jahres 2004**  
  
Frank Cottrell Boyce  
**Millionen**  
ISBN 978-3-551-55339-3  
€ 14,- (D) / € 14,40 (A)  
sFr 25,90

Taschenbuchausgabe:  
ISBN 978-3-551-35567-6  
€ 6,95 (D) / € 7,20 (A)  
sFr 13,50



**Nominiert für den  
Jugendliteraturpreis  
2007**  
  
Frank Cottrell Boyce  
**Meisterwerk**  
ISBN 978-3-551-58145-7  
€ 14,90 (D) / € 15,40 (A)  
sFr 27,50

Taschenbuchausgabe:  
ISBN 978-3-551-35702-1  
€ 7,95 (D) / € 8,20 (A)  
sFr 14,90